

Nr. 16. Bromberg, den 21. Januar 1937

Und ewig singen die Wälder

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

(15. Fortsetzung.) ——

Halb erschrocken, halb verwundert legte Therese den kleinen Jungen Ane in den Schoß, die mit spitzen, krummen Knien dort unter dem Schaffell saß. Dann schichtete sie Kienholz auf den Gluthaufen und setzte sich wieder neben das Bett. Ane hatte den Knaben mit ihren knochendürren Klauen gepackt; sie saß da wie ein gewaltiger Raubvogel und starrte auf das kleine Wesen nieder. Der Junge gab keinen Laut von sich, guckte nur mit seinen großen blauen Augen wieder. Die Glut flammte auf, warf einen roten Schein auf Ane und zeichnete ihren Schatten an die Wand. Er wurde zu einem Tier. Aus Anes Knien wurden Rücken und Schwanz, aus Anes Kopf und Körper Hals und Kopf des Tieres. Es hob seinen Nacken und Kopf, je mehr die Flammen stiegen, wurde groß und drohend wie ein Unheil. Therese sah dem zu, und ihr wurde unheimlich zumute. Sie fuhr zusammen, als sich Anes Stimme vernehmen ließ. Ane starrte unentwegt auf den Kleinen, und ihre Worte richteten sich auch nur an ihn:

„Du hast das Blut. Der andere wird sterben." Ihre Stimme klang hohl und der Atem versagte. Dann fuhr sie nach einem tiefen Seufzer fort: „Du wirst leben, und Geschlechter nach dir — — sie werden so hoch steigen, wie es Menschen möglich ist." Es schienen sich große, schwarze Vögel aus ihrem Mund zu schwingen und ins Dunkel zu entschweben.

Therese lauschte mit offenem Munde und starren Augen und beugte sich krampfhaft vor, um die Worte aufzufangen. Sie kamen mit leiser, tonloser Stimme wie eine uralte Geschichte. Jedesmal gab es eine lange Pause, wenn Ane Luft holte.

„Den König traf Mißgeschick — — — seine Sippe mußte fliehen — — — alle. Manche gingen zu Schiff in fremde Lande — — — wurden dort Häuptlinge — — — andere zogen in den Wald — — — hinein — — —

Nordwärts nach Björndal kam der erste von deinen Vätern — — und siedelte da — — Leute aus Hammarbö zündeten ihm das Haus überm Kopf an — — Er und einer der Söhne — — rettete sich heraus — — durch Hitze und Waffen — — sie verschwanden — — in den Wald hinein — — Im nächsten Jahre brannte Hammarbö — — bis auf den Grund nieder — — — mit allem, was da lebte. Neue Häuser erhoben sich im Norden — — und stehen seitdem — — —"

Therese starrte auf das Schattentier an der Wand — es bewegte sich fortwährend. Bei dem letzten Wort hob es hoch und stolz den Kopf — — dann senkte es ruhig und würdig den Nacken; leblos blieb es liegen, und kein Wort kam mehr aus Anes Munde.

Therese blickte verstohlen zu Ane hin und fuhr mit einem Schrei auf. Die Alte saß starr wie eine Bildsäule, den Kopf gegen die Bettwand zurückgelehnt — hoch und herrisch wie zeit ihres Lebens. Therese befreite das Kind aus den erstarrenden Klauen, die den Knaben noch im Tode festhielten wie ein rechtmäßiges Eigentum.

Sie bat den Knecht, schnell zu fahren und atmete erleichtert auf, als sich die Tür auf Björndal wieder hinter ihr schloß. Gegen alle Gewohnheit ließ sie in den Leuchtern in der Vorderstube zwei große Kerzen anzünden und setzte sich dorthin, den kleinen Dag auf dem Schoß. Sie blickte ihn unverwandt an, als fürchtete sie, es könne ihm geschadet haben; er erwiderte ihren Blick nur ruhig, als sei es die einfachste Sache von der Welt, die Blicke und Hände der alten Ane während ihrer letzten Worte auf sich zu fühlen.

Als Dag kam und Therese hier erblickte, die Lichter und ihr Gesicht, fragte er nur: „Tot?"

„Ja, und sie redete so wunderlich, daß ich alles vergaß, was ich zu ihrer Stärkung mithatte."

„Was war denn so wunderlich?"

„Ach, es schaudert mich noch. Sie sprach davon, der kleine Dag würde leben bleiben, aber ein anderer sterben, und dann sprach sie von Blut und einem König — — und Verwandten des Königs."

Dag lächelte, aber seine Augen blickten ernst. „Nach allem, was ich weiß, soll Ane dies bisher niemals einem weiblichen Wesen erzählt haben."

„Nein — sie sprach auch nur zu dem Kleinen", entgegnete Therese.

„Dann ist sie sich bis zuletzt treu geblieben. Sie fand immer, die Frauen von heute seien es nicht wert, solche Worte zu hören. Über dich dachte sie wohl anders — aber sie wollte mit ihrer alten Anschauung nicht brechen. Darum erzählte sie es dem kleinen Mann da, so daß du es hören konntest."

Therese fühlte sich reich beschenkt, als sie dies erfuhr. Nie hatte ihr Ane auch nur ein liebes Wort gegönnt — und nie einen Schimmer davon verraten, daß sie ihr oder anderen gut war. Wie ein gefühlloses Wesen war sie ihren Weg gegangen — aber an ihrem letzten Tage hatte sie Therese größere Ehre erwiesen als allen anderen Frauen.

„Wie weit kam sie mit ihrer Erzählung?" fragte Dag. Therese beantwortete seine Frage. Er nickte still und schien zufrieden, daß nicht mehr gekommen war. Ane hätte ja manche wilde, rauhe Geschichte erzählen können, wenn sie Zeit gehabt hätte. Jetzt war Dag der letzte, der alles aus ihrem Munde wußte. Und konnte selbst bestimmen, was weiterleben sollte von dem, was seit erdenklichen Zeiten von alt zu jung berichtet wurde.

„Ist das wahr, was Ane von dem ersten Mann auf Björndal erzählt?" fragte Therese plötzlich und blickte Dag scharf an.

Dag erwiderte, man könne sich viel Gedanken machen, wenn man jedes gesprochene Wort für wahr halten wolle. Aber Therese dachte sich ihr Teil — und schrieb am selben Abend nieder, was sie von Anes Worten behalten hatte. In dem allerersten — daß der kleine Dag „das Blut" habe und leben werde, während ein anderer sterben müsse, hatte sie keinen Sinn finden können; anders Dag. Ane hatte

von ihm und seinem Bruder dasselbe gesagt, und seine Brüder waren ohne Nachkommen gestorben.

Vielleicht stand er darum an diesem Abend lange am Bett seines älteren Sohnes und war fortan nachgiebig gegen Tore und ließ ihm von klein an seinen Willen. Also glaubte Dag Anes Worten offenbar mehr, als er es anderen eingestand.

Anes Begräbnis wurde groß — und am Leichenschmaus auf Hammarbö nahm sogar die Familie aus Altbjörndal teil. Streng und ohne Gnade war Ane; aber sie hatte bei der Geburt fast eines jeden in der Siedlung geholfen und hatte allezeit als eine sichere Macht gegen Krankheit und alles Unheil gegolten. Keines konnte es fassen, daß sie wirklich fort war. Jeder schien auf ihre Rückkehr zu warten. Aber nach und nach begriff man, daß sie nie mehr groß und knochendürr bei Not und Krankheit zur Tür hereintreten würde. Ane Hammarbö war auf immer gegangen — und eine dumpfe Leere senkte sich über die Siedlung und wuchs zur Angst.

Dies gab Therese zu denken, und als Kinder zur Welt kamen und infolge von unkundiger, nachlässiger Behandlung starben, da spürte sie, daß Ane ihr ein Erbe hinterlassen hatte. Das eine oder andere aus Anes Wirksamkeit hatte sie sich gemerkt, sie besaß auch selber einige Erfahrung bei Krankheiten und dergleichen — zum Teil aus den Aufzeichnungen ihrer Großmutter. Therese Björndal begann also über Leid und Kummer in jedem Haus der Siedlung ihre mächtige Hand zu halten. Bei Krankheit und Tod kam sie, half mit Essen und Kleidern aus, wo es not tat, und brachte allerorten Beruhigung mit. Man hatte sie wohl vom ersten Tage an geachtet, aber jetzt staunte man in Hütte und Hof, wie sie alles bedachte.

Bei dem großen Betrieb auf dem Hof und allem, was nun noch dazukam, wurde sie kurz und bündig im Reden und in ihrem Tun streng. Nur so vermochte sie alles zu bewältigen. Viel tat sie selbst, viel verlangte sie von anderen: „Ehe noch das Wort ausgesprochen ist, soll die Arbeit schon in Gang sein", war einer ihrer Leibsprüche. Die Leute sagten, es sei das ganze Jahr hindurch Weihnachtsbetrieb um sie.

So wuchs sie an Macht und Ansehen und wurde bis weit ins Tal hinaus voller Ehrfurcht genannt.

Häufig fuhr sie zur Kirche, aber jedesmal verdroß sie des greisen Pfarrers lässige Art und sie verspürte größte Lust, die Leitung auch im Gotteshaus ein wenig zu übernehmen.

Bei all ihrer Geschäftigkeit und Strenge trug sie ständig an der einen großen Schwäche, ihrer Liebe zu Dag. In ihrer Fürsorge gingen die Gedanken zuerst zu ihm, und er wäre schön verwöhnt worden, wenn ihm dies gelegen hätte. Es gab aber für ihn genug zu tun; so wanderte er seine eigenen Wege und blieb der einzige, den Therese niemals völlig in ihre Obhut bekam.

Selten fanden sie Zeit, miteinander zu sprechen, und selbst wenn Dag Muße dazu gefunden hätte — er gewöhnte sich im Alltag eine immer größere Wortkargheit an. Er bewirtschaftete den Hof mit fester Hand, fuhr zum Holzschlagen und zur Jagd in die Wälder und blieb tagelang aus. Dann wieder reiste er zur Stadt und ordnete die Geldangelegenheiten — seine eigenen wie die von Therese und Dorthea. Er legte das Geld vielerwärts an, damit es größtenteils gerettet wurde, falls es an einer Stelle schief ging. Hierfür hatte er eine sichere Witterung. Silber besaßen sie zwar auf Björndal genug, aber wenn es sich gerade traf, kaufte er neues dazu und brachte manchmal Ketten und Armringe aus schwerem Gold für Therese und Dorthea heim. Sie freuten sich, daß er ihrer in dieser Weise gedachte, Dag jedoch mochte seine Hintergedanken haben. Silber und Gold behielt seinen Wert, auch wenn die Zeiten sich änderten, und verlieh Glanz, wo sich Menschen festlich versammelten. Möglich, daß Dag auch hieran dachte. Es war ihm nicht unangenehm, wenn vergnügte Menschen auf den Hof kamen; sie selbst waren häufig eingeladen, sogar in der Stadt — und trafen mit manchen zusammen. Sie ließen jetzt auch einen Schneider, der für Thereses Vater gearbeitet hatte, aus der Stadt kommen, der nähte für Dag Staatskleider nach der Mode, die man in den Städten trug.

Drei Jahre nach Anes Tod kehrte Therese eines Abends von einem Krankenbesuch aus der Siedlung heim und fühlte sich nicht wohl. Sie ging mit einem Kind im siebenten Monat; das Unglück wollte, daß es noch an diesem Abend kam. Es war ein Mädchen — aber es war tot. Therese trauerte sehr darüber und lag acht Tage zu Bett. Sie faßte es als eine Strafe des Himmels auf und ging in die Kirche zum Abendmahl, um sich von ihren Sünden zu entlasten. Etwas milder gegen die Leute wurde sie danach — ein halbes Jahr lang; dann war sie wieder die alte.

Jungfer Dorthea nahm sich das Unglück mit dem kleinen Mädchen mehr zu Herzen als Therese — sie wagte sogar eine Mahnung an ihre Schwester. Dies geschah in Thereses milder Zeit, und Dorthea hielt ihr vor, sie müsse sich in acht nehmen, falls sie noch einmal mit einer solchen Gottesgabe gesegnet würde, und sie dürfe sich nicht so abhetzen, bis es schief ging. Jungfer Dorthea war tief betrübt. Einen größeren Segen konnte sie sich auf Erden nicht vorstellen, als so ein kleines Mädchen, das man umhegen konnte, in dem man selbst lebte. Auch um die beiden kleinen Jungen kümmerte sich Dorthea am meisten. Seit sie so groß waren, daß sie Worte verstehen konnten, durften sie jeden Samstagabend nach dem Baden in ihre Kammer hinaufkommen, und dort gab es gute Sachen und Märchen und mitunter ein Liedchen. Schönere Stunden, als die in der Kammer ihrer Tante, kannten die kleinen Kerle nicht.

15.

Jahre vergingen, die Zeiten änderten sich draußen in der Welt; doch auf Björndal blieb alles beim alten. Dag fuhr zwar seltener zum Wald und häufiger zur Stadt oder anderswohin. Er hatte viel mit Geld und Hypotheken auf Gütern und anderen Werten zu tun; man fing an, über seine Schlauheit in Geldgeschäften zu reden und — über seine Härte. Daheim auf dem Hof herrschte Therese in immer größerer Machtvollkommenheit — mit Beköstigung und Wirtschaft, mit Leuten und Vieh lief alles in der guten alten Art weiter. Jahre verstrichen.

Eines Tages erschien ein Weib mit einem halbwüchsigen Mädchen auf dem Hof und wollte mit Therese sprechen. Daß solche Leute kamen, gehörte zur Tagesordnung; diese stamten aber nicht aus der Gegend, sondern aus dem offenen Lande. Es war die Frau des Tamborus Kruse, der weit draußen auf einer Kätnerstelle saß. Dort waren zehn Kinder, und dieses Mädchen war das älteste. Zu Hause hätten sie es so knapp, daß sie die Kinder zeitig in die Welt hinausschicken müßten; und wenn die älteste zu einer so großartigen Hausfrau, wie der Frau vom Björndalhof, käme, gute Lehren erhielte und tüchtig würde, dann könne man auch die anderen leichter unterbringen. Das Weib redete wie ein Pfarrer, und es war nur menschlich, daß Therese gern von der Achtung erfuhr, die sie in so weiter Ferne genoß. Vielleicht war ihr im Laufe der Jahre auch einiges über das Verhältnis zwischen Siedlung und offenem Land aufgegangen, und sie hatte nichts dagegen, wenn dieses geschwätzige Weib im Lande herumlief und stolz von der Stelle erzählte, die ihre Tochter hatte. So kam Christine Kruse in ihrem dreizehnten Lebensjahr nach Björndal, sechzehn Jahre nach Thereses Heirat.

Therese merkte bald, wes Geistes Kind ein Mensch war, und mit diesem neuen Mädchen mußte es wohl eine besondere Bewandtnis haben; denn Therese gab ihm abends zeitiger frei, als üblich, und es durfte die Freistunden benutzen, um oben auf Jungfer Dortheas Kammer Lesen und Schreiben zu lernen. Möglich, daß Therese meinte, Dorthea könne zur Unterhaltung jemanden brauchen. An so vielerlei dachte Therese.

Christine lernte auch feine Näherei und leise sprechen und anders gehen, stehen und sitzen, als die meisten Leute, und dann lernte sie ebenso herzensgut fühlen wie Jungfer Dorthea. Denn es kam zu schöner Vertraulichkeit, ja fast zur Freundschaft zwischen den beiden. Dorthea war glücklich, Stine — wie sie genannt wurde — zur Gesellschaft abends in ihrer Kammer zu haben. Sie hatte nicht viele Menschen zum Austausch ihrer Gedanken gehabt und war etwas außerhalb allen Lebens geblieben.

Allerdings gab es Gäste und Festlichkeiten auf Björndal, und auch Dorthea konnte ihr Vergnügen daran finden; aber am täglichen Leben hatte sie wenig teil. Sie war von zu Hause her gewöhnt, daß Therese alles regierte, und hier war es ja auch nicht anders. Sie konnte sich bei den Mahlzeiten mit ihr unterhalten; doch nie in ruhigen Stunden, denn Therese hatte anderes im Kopfe als sie. Zu wirklicher Vertraulichkeit konnte es niemals kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Bangemachen gilt nicht!

Heitere Skizze von Dieter von König.

Der junge Mann trat vor den Spiegel. Jawohl, der gute Anzug saß tadellos. Die Krawatte paßte im Ton, und das weiche wohlgeformte Haar lag wie angegossen. Er mußte auf den Direktor einen günstigen Eindruck machen.

„Strengel", lautete die Unterschrift auf dem Schreiben, das ihn zur persönlichen Vorstellung ins Bahnhofshotel befahl. Und der Direktor kam eigens mit dem Zuge aus der benachbarten Großstadt. Die Gesellschaft schien wirklich feste Absichten, Max Michels Bewerbung ihr gefallen zu haben.

Max strich mit der Hand, die nach Seifenschaum duftete, über sein Gesicht. Die Schnittwunde, die er sich beim Rasieren zugezogen, konnte einem prüfenden Auge nicht entgehen. Ärgerlich! Aber was half der Ärger?

Dennoch, als wenig später beim Anziehen der neuen Schuhe die Schnürsenkel rissen, geriet er leicht in Wallung. Sturmböen warfen den Regen in Kübeln und mit vermehrter Wut gegen sein Fenster. Den wollenen Mantel konnte er auf dem Bügel lassen. Es blieb keine Wahl, als die zerstoßene und abgenutzte Gummihaut überzuziehen.

„Ich bitt' dich, Max, tu mir den Gefallen und sei pünktlich! Du weißt doch, was für uns von heute abhängt", stürzte die Mutter aufgeregt herein. Die Tür schlug krachend hinter ihr zu.

„Ja, ich weiß, Mutter. Aber ich komm' ja noch zurecht. Sei bitte nicht so aufgeregt!" vermochte Max abzuwehren.

„Ich kann unsere Wohnung nicht mehr halten, wenn du nicht im nächsten Monat wieder verdienst. Sei vorsichtig! Fordere nicht zu viel Gehalt! Hast du dir genau überlegt, wie du dem Direktor gegenüber auftreten willst?"

„Schon gut, Mutter! Ich hab mir alles zurechtgelegt und werde es schon rechtmachen. Wenn ich nicht im entscheidenden Augenblick wieder alles vergesse . . ."

Am Haustor prasselte ihm die erste Ladung kalter Wassermassen ins Gesicht. Eilig schritt er dem Bahnhof zu.

An der ersten Straßenkreuzung schlich eine schwarze Katze über seinen Weg. Max war nicht abergläubisch. Als ihm aber der Pförtner des Bahnhofshotels bedeutete, er sei bereits der Dreizehnte, glaubte er sein Spiel tatsächlich einen Augenblick verloren. Dreizehn Bewerber! Alle aus seinem Heimatort! Und er, Max Michel, hatte gemeint, Direktor Strengel sei lediglich seinetwegen hierher gefahren.

„Nur nicht unterkriegen lassen", dachte Max, als er dem spindeldürren Pförtner durch eine Flucht von Gängen folgte. Man erwartete ihn bereits im Besprechungszimmer.

Als er aufrecht und erhobenen Hauptes die Stätte der Entscheidung betrat, glich er dennoch mehr einem Prüfling vor dem Examen als dem tüchtigen Kerl, der bereits einen selbstständigen Posten ausgefüllt. Der Rasierschnitt im Gesicht brannte.

Angenehme Wärme und milder Zigarrenrauch machten den Prachtsaal des Hotels in dieser Abendstunde zu einem wohnlichen Aufenthalt. Den Herren, die sich zu gleicher Zeit aus den gediegenen Ledersesseln in der Kaminecke erhoben, schien er trotz der zwölf Vorstellungen gut bekommen zu sein.

„Ah, Herr Michel! Strengel ist mein Name! Und hier meine engeren Mitarbeiter: Direktor Freytag, Hauptaktionär der Gesellschaft, und Doktor Hartig, der Abteilungsvorsteher. Damit sie gleich im Bilde sind!" begrüßte ihn ein hochgewachsener, energisch dreinblickender Herr.

Auf den Gesichtern der anderen fochten Wohlwollen, Langeweile und der Wunsch nach Ruhe einen stillen Kampf aus. Sie lehnten sich, als die ersten Worte fielen, bequem in die Sessel zurück, die ihre schweren Körper gänzlich ausfüllten. Ihre Anteilnahme beschränkte sich darauf, Bewerber Nr. 13 über den Rauchtisch hinweg zu mustern und die Ausführungen des Direktor Strengel durch sachkundige allgemeine Bemerkungen zu ergänzen.

Die schmale Gestalt des jungen Michel machte in den geräumigen und gepolsterten Möbelstücken einen recht unerheblichen Eindruck. Max kam sich denkbar hilflos vor. Einen Direktor hatte er erwartet. Nun saßen ihm drei gegenüber, mit den Gesichtern im Schatten, während er gegen das spiegelnde Kristall des Kronleuchters blinzeln mußte.

„Alles hat sich gegen mich verschworen", ging es ihm durch den Sinn, und seine Antworten konnten sachlich einwandfrei sein, im Tone überzeugten sie nicht.

„Der Posten verlangt Umsicht und Energie. Der betreffende Herr muß imstande sein, sich auch schwierigen Mitarbeitern gegenüber durchzusetzen", ließ sich Strengel vernehmen.

„Von meiner letzten Stellung bin ich daran gewöhnt. Ich schrieb es bereits", versuchte Max zu entgegnen. Der Direktor sah sich um.

„Das waren doch wohl ganz andere Verhältnisse", mischte sich Hartig ein und stärkte dem Kollegen den Rücken.

„Ja, ich bin eigentlich auch der Meinung, Sie werden mit solchen Mitarbeitern auf ihrem Posten nicht fertig werden können", eilte Strengel dem Abschluß zu und machte Miene aufzustehen.

Blitzartig durchfuhr es Max: Aus! Schluß! Die bösen Vorzeichen! Hatte er es nicht geahnt? Und er wußte genau, jetzt mehr denn je: Der Posten war wie geschaffen für ihn. Nur zu wenig Selbstbewußtsein hatte er gezeigt. Aber die Herren hatten ihn eingeschüchtert. Diese Wahrheit wollte er ihnen nicht vorenthalten. Er sprang auf und begann, selbst erstaunt über seine Schärfe: „Meine Herren! Ich bin durchaus entgegengesetzter Meinung und versichere Sie, ich werde mit jedem Ihrer Mitarbeiter fertig. Auch mit Vorgesetzten, die zu Dreien einen jungen Mann einschüchtern, um zu sehen, wes Geistes Kind er ist."

Die drei Herren sahen sich einen Augenblick verblüfft, aber vielbedeutend an, als Max mit kurzem Gruß zum Ausgang schritt. Dann rief Strengel ihn zurück. Der junge Mann zeigte am Ende Rückgrat. Vielleicht war er der Beste von den Dreizehn. Man konnte es mit ihm versuchen . . .

Jan Primus — Gambrinus.

Von Wilhelm Ackermann.

Der Ausschank des Bockbieres, einer besonders kräftig eingebrauten Bierart, begann noch vor wenigen Jahrzehnten selten eher als zu Beginn des Februar. Ist es der Drang unserer schnellebigen Zeit oder die Ungeduld, den Anstich des guten Trunks einfach nicht länger abwarten zu können . . . jedenfalls kann man sich heute fast überall in deutschen Landen schon im November am Bockbier erfreuen.

Neben München — das überlieferungsgemäß die Bierstadt ist — darf sich Berlin mit seinen Vororten der größten Bockbierfeste rühmen. Die „Neue Welt" in der Hasenheide ist jedem Berliner Kind bekannt. Von dem Lärm und dem Trubel, die hier herrschen, kann sich der Nichtberliner keine Vorstellung machen.

Nach dem alten römischen Geschichtsschreiber Tacitus — jedem Schüler einer höheren Schule gut bekannt — war um die Zeitwende das Bier, damals als Met bezeichnet, das allgemeine Getränk der Germanen.

Anfänglich nahm bei der Bierbrauerei die Gerste den ersten Platz ein. Jede Familie braute sich ihren Bedarf selbst. Der erste Bürger, der aus der Brauerei ein Geschäft machte, lebte um 1288 zu Frankfurt am Main. Es fanden sich aber nur sehr langsam andere, die diesem Beispiel folgten.

Der braune Gerstensaft wurde unseren Altvordern schließlich unentbehrlich. Das zeigte sich 1433 in der Stadt Augsburg. Eine verheerende Mißernte in Weizen und Gerste drohte, die braven Bürger ihres wichtigen Trankes völlig zu berauben. Aber die Augsburger waren kluge Leute. Sie sannen und sannen und fanden wirklich einen Ausweg: Auch aus dem Hafer, der dem Unglück erfreulicherweise nicht zum Opfer gefallen war, ließ sich ein recht trinkbarer Stoff gewinnen. Es dauerte nicht lange, und die tüchtigen Augsburger konnten wieder kräftig den Humpen schwingen. Übrigens soll sich der gleiche Vorfall etwa ein Jahrhundert später in Breslau zugetragen haben.

Die Biertrinker haben sich frühzeitig einen Schutzheiligen erkoren, St. Gambrinus, den man als ersten Hersteller des edlen Gerstensaftes anspricht. Wenige werden wissen, daß er dem hohen Adel angehörte; durfte er sich doch Jan Primus (Jan I.) — wer erkennt darin nicht den Gambrinus, —, Herzog von Brabant nennen.

Der zünftige Geschichtsforscher weiß allerdings, daß sich bereits die alten Ägypter der sachgemäßen Bereitung des Gerstensaftes gewidmet haben. Das hat uns Herodot überliefert.

Bei dem großen Bierverbrauch, den man in Deutschland hat, versteht es sich von selbst, daß sich eine Reihe von Bieren durch besondere Güte und durch besonderen Geschmack auszeichnet. Zu den ältesten gehört das in ganz Nordwestdeutschland bekannte „Einbecker", das schon im fünfzehnten Jahrhundert getrunken wurde. Sonderbar sind die Namen der folgenden Biere: „Der alte Klaus" — „Friede und Einigkeit" — „Mord und Totschlag".

Tutanchamon in Mexiko überboten?

Ungewöhnlich reiche Schatzfunde in einem alten Tempelgrab.

In der alten mexikanischen Tempelstadt Monte Alban wurde ein altes Grabgewölbe entdeckt, das ungeheure Schätze an Gold, Silber und Edelsteine barg.

In der Nähe der heutigen Stadt Oaxaca liegt die Tempelstadt Monte Alban. Sie war für die mexikanischen Urbewohner eine heilige Stätte, weil dort die Herrscher begraben wurden. Ihre Glanzzeit erreichte die Stadt etwa um 500 v. Chr. Die heute noch erhaltenen Überreste lassen darauf schließen, daß ihre Bauten geradezu gewaltig gewesen sein müssen. Lange und breite Straßen waren mit prachtvollen Denkmälern geschmückt. Pyramiden und terrassenförmige Tempel gaben der Stadt ihr besonderes Gepräge.

Nun hat vor kurzem der mexikanische Staatsarchäologe Dr. Alfonso Casco bei Grabungsarbeiten einen unterirdischen Gang aufgedeckt, der in einen alten Tempel führte. An seinem Ende befand sich ein Grabgewölbe, in dem die Mumien von zehn Kriegern lagen. Sie waren buchstäblich unter Gold und Silber begraben, zehn massive Kronen aus reinem Gold schmückten ihre Köpfe. Eine unbeschreibliche Menge von Ringen, Ketten, Arm- und Halsbändern, Masken und Schalen bedeckten die mumifizierten Leichen, deren Gewänder obendrein mit kostbaren Amethysten und herrlichen Edelsteinen geschmückt waren. Wie ein Wächter über diese sagenhaften Schätze hing an der Wand ein riesiger Adler aus Gold mit einer silbernen Kette im Schnabel.

Dr. Casco behauptet, daß diese Schätze mindestens den gleichen kulturgeschichtlichen Wert besäßen, wie die berühmten Funde in der Grabkammer des Pharao Tutanchamon. Mexikanische Archäologen haben bereits festgestellt, daß die Goldgegenstände von dem Stamm der Zapotecer hergestellt worden sind, der wegen seiner Geschicklichkeit in Goldarbeiten berühmt war.

Dieser interessante Fund beweist, daß die Berichte der spanischen Eroberer aus den alten Reichen in Mittel- und Südamerika nicht übertrieben gewesen sind. Neben den Herrschern der mexikanischen Azteken waren es vor allem die Inkas in Peru, denen die Spanier unerhörten Reichtum nachsagten. In der Nähe des Titicacasees im peruanisch-bolivischen Hochland befindet sich eine Felsschlucht, hinter der ein Geheimnis verborgen sein muß. Der Eroberer Perus, Pizzaro, hatte im Jahre 1532 den Inkaherrscher Atahualpa gefangen genommen und erpreßte von seinen Anhängern ein ungeheures Lösegeld. Bevor es jedoch in seine Hände kam, ließ er seinen Gefangenen hinrichten. Infolgedessen kehrte die Karawane mit den Schätzen zur Befreiung des Herrschers in der Nähe des Titicacasees wieder um. Damit sie nicht in die Hände Pizzaros fielen, vergruben sie ihre kostbare Last in der Höhle einer Felsschlucht. Damit ihnen der Weg nicht verloren ging, ritzten sie in die Felsen einen gefiederten Pfeil und eine Reihe nur von ihnen deutbarer Zeichen ein. Bis vor einigen Jahren soll der Pfeil noch zu sehen gewesen sein. Ebenso besteht auch heute noch die Legende, daß der sagenhafte Schatz der Inkas sich immer noch an der alten Stelle befände. Ob man ihn jemals finden wird?



Bunte Chronik



Die Erben Harun al Raschids.

König Ghazi von Irak hat kürzlich das Museum arabischer Altertümer in Bagdad eröffnet, auf das der junge Irakische Staat und seine Bevölkerung außerordentlich stolz ist. Die Iraker haben einen ungewöhnlich stark entwickelten Sinn für geschichtliche Tradition. Sie betrachten sich als die Nachkommen und Erben Harun al Raschids und der Kalifen von Bagdad. Das jetzt eröffnete Museum ist in der Hauptsache der Zeit gewidmet, die unmittelbar auf die Aera Harun al Raschids folgte. Es sind vollständige Räume aus dem 9. Jahrhundert rekonstruiert worden. Man kann aus ihnen und den Haushaltsgeräten, die das Museum zeigt, schließen, daß man in Bagdad zu jener Zeit recht luxuriös zu leben verstand. Das britische Museum in London und das Museum in Kairo haben die Sammlung durch wertvolle Gaben bereichert.

Banknoten aus Leder.

Die Annahme, daß Frankreich das erste Land war, das statt der Münzen als Zahlungsmittel Banknoten herausgebracht hat, ist irrig. Es ist historisch festgestellt, daß in China zuerst Banknoten Verwendung fanden, die eine Zeitlang sogar aus Leder hergestellt wurden. Noch bis vor nicht allzu langer Zeit wurden in vielen Teilen Chinas Lederstücke von bestimmter Form als vollwertiges Geld angenommen. Diese Banknoten aus Leder haben eine eigene Entstehungsgeschichte. Der Kaiser Ou-Ti war einst in Geldnot und gab seinem Schatzmeister zu verstehen, daß es mit dieser ewigen Geldknappheit endlich ein Ende nehmen müsse. Damals schrieb die Sitte allen Prinzen und Würdenträgern vor, beim Betreten eines kaiserlichen Gemaches das Gesicht unter einem Stück Leder zu verhüllen. Und der findige „Finanzminister" nutzte diese Tradition geschickt aus. Er veröffentlichte ein Dekret, daß jede Lederart bei Empfängen im Kaiserpalast verboten sei, nur das Leder von weißen Hirschen aus dem kaiserlichen Jagdgarten sei erlaubt. Sofort entstand lebhafte Nachfrage, man nutzte das Monopol gründlich aus, und bald füllten sich die kaiserlichen Kassen. Der unveränderliche Wert dieses Leders aber ließ es bald einen bestimmten Kurswert erhalten, und man nahm es schließlich überall an Zahlungsstatt an.



Lustige Ecke



So muß man es machen.



„Sobald die Katze sich daran gewöhnt hat, sich vom Vogelkäfig fernzuhalten, kaufen wir einen Kanarienvogel!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.